

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1909

268 (16.11.1909) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 92

Inhalt der Nr. 92:

Moderne Wikinger. — Salontouristen. — Eine Sternenkarte. — Mutterliebe. — Zwanzigtausend Flaschen Brau. — Zeitafel der Verdaulichkeit. — Aus den Witzblättern.

Moderne Wikinger.

Ueber die neueste dänische Expedition nach Nordostgrönland hat deren Führer, Kapitän Trolle, in einer Anzahl schriftstellerisch hochstehender Stimmungsbilder berichtet. Mit Erlaubnis des Verlags geben wir die Schilderung eines Jährls aus der Eiswüste und eines Polarsturms wieder.

Kapitän Trolle erzählt: Wie oft haben wir uns als echte Wikinger gefühlt. Wir gefielen uns in diesem Vergleich. Hier, wo die Kultur ihre meisten Rechte verloren hat, erwaachte die Natur in uns. Waren wir nicht freie Männer, die sich im Herumziehen ihre Nahrung suchten, wo sie sie fanden; nahmen, was sie kriegen konnten, für ihre Zwecke? Eins hätten wir in solchen Stunden gern noch geraubt — Weiber!! Die fehlten uns oft. Und hätten uns oft glücklich machen können.

Heute ist nichts zu machen. Bald läßt der Kochapparat Luz sein heimliches Summen im Zelt wieder ertönen und nach einem bedächtig berechnenden Blick auf die vorhandenen Vorräte wird Sulz mit Makkaroni gewählt. Der Duft vom Kochapparat dringt zu den Schlaffäden. Gendrik springt auf, flink wie immer. Aber er hat bald gemerkt, daß kein Reisetveter ist. Mit einem Satz ist er wieder im Sack und gleich darauf zeigen diese Rauchtölpel, die hinter seinem Windschirm hervorquellen, daß er am Ziel seiner Wünsche ist, daß die Morgenpfeife brennt. Auch Weinschenkens Sack fängt an zu qualmen und Jarners Sack gibt stoßweise Dampfstrahlen und Wolken von sich, wie eine Lokomotive. Die kurzen Unterbrechungen werden zu tieffinnigen Betrachtungen über das Wetter, das Hundefutter, Haren und andere für uns interessante Gegenstände ausgenutzt. Beim Summen unseres Luz hörte ich nur die Hälfte von alledem, vermischt mit dem Heulen des Windes und der Hunde zum schönsten Polarorchester, das ich mir wünschen konnte.

Das Frühstück ist vorbei. Schweigend tun wir unsere Arbeit. Das Zelt wird abgebrochen. „Fertig?“ fragt Gendrik. Wir nicken schweigend die Antwort, und mit Peitschenhieben gehts vorwärts.

Wir waren mir noch zwanzig und einige Kilometer vom Schiffe entfernt und dachten schon, noch am selben Abend das Schiff erreichen zu können. Aber das Wetter hatte sich geändert. Ein heißend scharfer Gegenwind wurde schärfer und schärfer und zwang uns, das Gesicht abzumenden, sonst wären Erfrierungen unvermeidlich gewesen. Gleichzeitig verfinsterte sich der Himmel, ein Stern nach dem andern verschwand. Von Zeit zu Zeit heulte der Wind zwischen den Klippen. Dann schwieg er. Es wurde ganz still. Kein Laut war zu hören, nur die Klufe, mit denen die Fahrer die Hunde antrieben, klangen laut durch die Dede. Aber die Hunde wollten nicht mehr. Sie streckten die Schnauze in den Schnee und blieben wie auf Verabredung stehen. Dann sehten sie sich und schauten ihre Herren an, als wollten sie fragen, ob es denn wirklich Zweck habe, weiterzufahren. Und sie hatten Recht, es war höchste Zeit ans Land zu gehen und das Zelt aufzurichten, bevor der Sturm losbrach. Denn daß er kommen mußte, war uns klar.

Aber die Ruhe war noch beängstigender als das Heulen und Stöhnen des Windes. Man fühlte sich wehrlos dem Unausbleibbaren preisgegeben, das nur noch Kraft sammelte zum vernichtenden Angriff.

Wir hatten den Strand noch nicht erreicht, da brach es los. Wie aus einem Behälter, in dem er unter tausend Atmosphären Druck gestanden, brach uns der Wind ent-

gegen, den Schnee zu phantastischen Wolken emporwirbelnd, alles zur Seite werfend, was er erreichte. Auf allen Bieren suchten wir Lee hinter einem großen Steine und bemühten uns, das Zelt aufzuschlagen. Der Wind peitschte das Tuch weg und riß die Stützen auf. Erst nach vielen vergeblichen Versuchen konnte Weinschenk in das halb aufgerichtete Zelt kriechen, um den Zeltboden auf der Windseite zu beschweren. Schnell waren die Stützen eingesteckt und die Kardunen an den Schlitten befestigt. Dann krochen wir alle vier unter unser luftiges Obdach, das durch das Gewicht unserer Körper am Boden gehalten wurde. Jetzt konnten wir wieder schnaufen. Der Wind hatte uns vorher die Flocken mit solcher Kraft in den Mund und Nase geweht, daß wir zu ersticken fürchteten.

Und weiter heulte der Sturm. Während draußen über dem Meere das Unwetter mit unerminderter Festigkeit wütete, gab es hier noch Perioden mit verminderter Windstärke, die mit Stößen von geradezu teuflischer Gewalt abwechselten. Uns im Schlaffad klang es wie ein braujendes Janitscharenorchester. Wenn der Lärm, das Tosen und Toben am höchsten gestiegen waren, brach mit einem einzigen dröhnenden Schlag der ganze wilde Chor ab, und sekundenlang herrschte bange Totenstille. Dann ging's leise, doch bald anschwellend von neuem wieder los.

Zwei Tage dauerte das. Unsere armen Hunde froren zuletzt elend. Sie hatten nur wenig Futter bekommen und der Wind machte es ihnen unmöglich, sich in den Schnee einzugraben, denn er war gerade so schnell weg, wie zugeweht. Endlich flüchteten sich die Tiere ins Zelt, legten sich haufenweise um und auf unsere Schlaffäden und waren nicht mehr wegzubringen. Das wärmte ja, aber etwas schwer waren diese Rissen doch, und da wir manchmal kaum atmen konnten, mußten wir mehrfach versuchen, sie wegzuschaffen. Diese Bemühungen waren ganz nutzlos. Nachdem Weinschenk solch einen Hundekräuel eine halbe Stunde bearbeitet hatte, ohne auch nur das geringste Lebenszeichen erhalten zu haben, meinte er ganz erschöpft, der Dragoon, unser stärkster Zughund, sei ins Jenseits hinübergewechselt. Ich erzielte kein besseres Resultat. Peterfen, mein Lieblingshund, hatte sich quer über meine Brust gebettet, und als ich den Kopf aus dem Schlaffad steckte, fuhr er dem draben Tier direkt an die Schnauze. Es rührte sich nicht. Unter normalen Verhältnissen hätte ich angenommen, daß Peterfen diese Verührung als einen fast selbstverständlichen Beweis meiner Freundschaft gelassen aufgenommen habe, gegenwärtig nur keinen Drang verspüre, ihn zu erwidern. Nachdem ich aber die Schnauze ohne die geringste Wirkung eine zeitlang bearbeitet, bekehrte ich mich zu einem weniger optimistischen Glauben und nahm an, daß auch meines Peterfens sorgenvolles Dasein keinen Abschluß gefunden habe. Ich trauerte aufrichtig über den Verlust des treuen Freundes, umso mehr, als ich befürchtete, daß es den andern Hunden nicht besser ergangen sei. Resigniert zog ich mich in meinen Sack zurück und erkämpfte mir in etwa einer Stunde so viel Platz, daß ich wenigstens atmen konnte. So durfte ich meine wehmütigen Betrachtungen über Peterfens Ende fortsetzen und mit geschlossenen Augen dem Sturmorchester lauschen.

„Au, zum Teufel!“ schrie ich, als ich plötzlich einen hochgezielten Bogerstoß in der Magenregion verspürte. Es stellte sich heraus, daß das eine von Jarners nicht immer vorsichtig berechneten Lebensäußerungen gewesen war. Sie war freilich nicht mir, sondern meinem lieben Peterfen zugehört gewesen — der nicht genügend Menschenkenntnis besaßen hatte, um sich von Jarners fernzuhalten. Er hatte sein Hinterteil bei ihm untergebracht.

Zwei Tage und Nächte im Unwetter, was treibt man nicht alles in solcher Lage. Jeder überließ sich seinen Betrachtungen, träumte, spekulierte und spindelierte, so

- 1 1/2 Stunden: gefochtes Hien und gefochter Sago;
2 Stunden: gefochte Milch, rohes Ei, gefochte Gerste, gebratene Ochsenleber, gefochte saure Aepfel, gefochter Stockfisch;
2 1/2 Stunden: frische ungekochte Milch, gefochter Truthahn;
2 1/2 Stunden: gebratener Truthahn, gebratene Gans, Lammfleisch, Spanferkel, in den Hülsen gefochte Bohnen, Pinien;
2 1/2 Stunden: Pudding, geröstetes zartes Rindfleisch, Hühner-Brust, Kuchern;
3 Stunden: weich gekochte Eier, geschmortes Hammelfleisch, roher Schinken, Beefsteak, gebratener Barsch, Steinbutt und Scholle, Kuchern;
3 1/2 Stunden: gebratenes Schweinefleisch, gefalzene Butter, hartgekochte Eier, alter Käse, frische Bratwurst, eingesalzenes Rindfleisch, gefochte Kartoffeln, frisches Weizenbrot, gefochter Weißkohl, gefochte Zwiebel;
4 Stunden: gefochtes und gebratenes Geflügel, Kalbsbraten, Hammelbraten, gefalzener Lachs, trockenes Brot mit Kaffee;
4 1/2 Stunden: gefochtes zartes Hammelfleisch, frisch gefalzenes Rindfleisch und Sauerkraut;
5 Stunden: sehr hart gekochte Eier, gebratene Rauchwurst, Steinobst, Kirscheln, Pfäumen, Rosinen, Mandeln, Nüsse, Pilze;
6 Stunden: altes Rindfleisch, gebrannte Neunaugen und fetter Mal.

Eine Sternenkarte.

Abseits vom Tageslärm der Straßen, abseits von einer geräuschvollen Industrie vollzieht sich in stillen hellen Nächten ein Werk, an welchem die Astronomen von achtzehn über die ganze Erde zerstreuten Observatorien arbeiten: Eine photographische Sternkarte. Der im vergangenen Sommer in Paris zusammengetretene feste Kongreß der Sternkarte hat nun seine Verhandlungen veröffentlicht. Das wichtigste derselben bezieht sich auf den Stand des im Jahre 1887 von dem Admiral Mouchez, dem Direktor des Pariser Observatoriums, angeregten Werkes, für dessen Vollendung eine vierzigjährige Arbeit vorgesehen ist. Der ganze Sternatlas ist auf 22 064 Karten berechnet, nicht eingerechnet einen auf 11 127 mit Beobachtungen versehenen Nebelkarten bestehenden Katalog. Bis jetzt sind 2400 Karten aufgenommen und 2250 derselben bereits veröffentlicht. Die an diesem gewaltigen Werk beteiligten Observatorien sind folgende: Oxford, Greenwich, Potsdam, Paris, Bordeaux, Toulouse, Helsingfors, Rom, Catania, Sydney Perth Melbourne Kapstadt, Tacubaya, St. Fernando und Cordoba. Die Zahl der mit der Arbeit der Aufnahmen, der Entwicklung der Klischees, der Herstellung der Abzüge und dem Druck beschäftigten Personen beträgt rund tausend. Von den 150 Millionen Sternen, auf welche die Welten des uns zugänglichen Teils des Universums geschätzt werden, kommen etwa 50 Millionen, also etwa der dritte Teil auf die Sternkarte.

Die Arbeit vollzieht sich auf den genannten Observatorien in gleicher Weise. Wenn die Stadt im Schlaf versinkt und die gewöhnlichen Sterblichen von ihren Mühen ausruhen, tritt der Astronom den kuppelförmigen Raum, in dem der Äquatorialapparat auf einem festgemauerten Sockel montiert ist. Alle auf den 18 Observatorien zur Verwendung kommenden Apparate sind gleich. Es ist ein Doppelinstrument, dessen beide Rohre etwa 3 1/2 Meter lang und durch das Dach der Kuppel hindurch gegen den Himmel gerichtet sind. Das zur Beobachtung und zur Einstellung dienende Rohr mißt genau 3,60 Meter; das nur zur Photographie dienende Instrument 3,48 Meter. Das Objektiv des ersteren hat 25, das des letzteren 34 Zentimeter Durchmesser. Mit diesem Apparat kann der Astronom den Lauf sämtlicher Sterne mit Ausnahme derjenigen um den Pol herum vom Anfang bis zu ihrem Untergang verfolgen.

Zunächst handelt es sich um die Einstellung des Instruments, eine um den Apparat rings herumlaufende Galerie ermöglicht es

im Verein mit der Drehbarkeit der Kuppel, das Doppelinstrument mit Leichtigkeit nach jeder beliebigen Himmelsrichtung einzustellen. Der Apparat gehört trotz seines riesenumfanges dem Drucke einiger Finger. Sobald das Instrument genau auf die aufzunehmende Sterngruppe eingestellt ist, wird mit der Exposition der Platten begonnen. Jede der Platten — es sind alle 16 zu 16 Zentimeter groß, bleibt 40 Minuten exponiert, während welcher der Astronom die Sterngruppe durch das Parallelrohr genau beobachtet. Dreimal wird die gleiche Platte exponiert, so daß infolge der während dieser Zeit vor sich gehenden Ortsveränderung der Sterne 3 dicht nebeneinander liegende Bilder jedes einzelnen Sterns entstehen. Dies Verfahren wurde nach langen Versuchen ausgewählt, um Irrtümer, die infolge von Fehlern in der Platte entstehen konnten, unter allen Umständen zu vermeiden. Nach der Exposition wird das Negativ unter den größten Vorsichtsmaßregeln entwickelt. Das Negativ wird zur Vielfältigung auf Kupfer übertragen, und von diesem werden die Abzüge für die Karte und den Katalog gemacht.

Die Astronomen in Europa und Afrika arbeiten genau zur selben Stunde und wenn sie beim Herannahen des Morgens ermbidet den Apparat verlassen, dann beginnen die „Kollegen“ bei den Antipoden in den Observatorien von Uruguay und Argentinien ihre Kartenarbeit.

Es sind wundersame Gebilde, welche aus den Händen dieser Astronomophographen hervorgehen. Ob es eine 16 zu 16 Zentimeter große mit unzähligen großen, kleinen und allerleinsten hellen Punkten überdeckte einfache Sternkarte ist, die den leuchtenden Weltenstaub des Universums darstellt, oder ob es sich um Einzelbilder handelt, wie um den aus Funken gewobenen Sternenzirkel der Lyra oder die rotierenden Lichtnebel im Perseus, immer steht man davor wie vor den Wundern des Unendlichen.

Das Interessanteste an dieser Sternkarte ist, daß sie höchst wahrscheinlich sehr unzuverlässig ausfällt und eine Garantie für den derzeitigen Zustand in den Himmelsräumen auf keinen Fall bieten kann, mit anderen Worten, daß noch lange nicht gesagt ist, daß alle Sterne, welche auf der Karte registriert werden, auch wirklich noch vorhandene Inventarstücke des Universums sind. Um dies zu begreifen, braucht man nur zu bedenken, daß das Licht der Sonne 8 Minuten 18 Sekunden bis zur Erde braucht, das Licht des der Sonne am nächsten gelegenen Sternes, nämlich des Alpha im Centauren aber bereits vier Jahre zu dieser Reize benötigt. Das Licht des Sirius braucht trotz der Geschwindigkeit eines Lichtstrahls von 75 000 Meilen in der Sekunde dennoch volle 16 Jahre und das des Polarsterns 40 Jahre. Andere Sterne senden ihre Lichtstrahlen in erst hundert, andere in erst tausend und andere erst in zehntausend Jahren bis zu uns herab. Es ist also ebenso leicht möglich, daß die jetzt aufgenommene Sternkarte Sterne noch nicht enthält, die existieren, wie es möglich ist, daß sie das Bild von Sternen wiedergibt, die bereits zu existieren aufgehört haben.

Nichts kann einem den Begriff der Unendlichkeit und des unendlichen Wechsels im Universum eher beibringen als die einfache Tatsache, daß es trotz 40jähriger Arbeit zahlreicher Gelehrten mit den genauesten Apparaten nicht möglich ist, eine wirklich zuverlässige Sternkarte herzustellen, und daß vor den ungeheuren Entfernungen des Weltraums auch die zu den exaktesten Wissenschaften gerechnete Astronomie nur annähernd exakte Resultate liefern kann. Landgrebe.

Aus den Witzblättern.

„Simplicissimus“.

Für die Kollideuten. „Na, Junge, du bist ja schon wieder besoffen.“ — „Wat willst du machen? Mir geht der Elend von die Agrarier so zu Herzen.“

Hohe Beziehungen. „Was war denn dös gestern für a schöne Leich, da san ja a ganzer Haufen Gartschier mitgegangen?“ — „Ja, i woach scho. Dös war a gewisser Herr Schwarzmilller, der is an Hofbräuhausbier berstid.“

Mit Damenbedienung. „Unser Wirt sieht streng darauf, daß wir möglichst zurückhaltend sind gegen Gäste, die wenig bezahlen.“

Das Festland von Europa die Jahre Summe von fünfzehn Millionen erhalten.

An dieser Maschine, die vortrefflich arbeitet, ist jeder Teil ein technischer Salto mortale, ein Wagnis, von dem es beinahe unmöglich scheint, daß es gelingen kann. Welch ein Mut gehört allein schon dazu, einen Glasofen zu bauen, der mit der 1500 Grad heißen flüssigen Glasmasse sich ständig dreht. Diese Rotation ist notwendig, damit immer wieder kräftig gewärmtes Glas an die dem Feuer nicht erreichbare Schöpfstelle der Maschine kommt. An diesem Punkt taucht in das flüssige Glas das Mundstück einer Form mit einem stabförmigen Hohlraum. Dieser Hohlraum ist genau so groß, wie die Glasmasse, die für eine Flasche notwendig ist. In dem Moment, da das Mundstück eintaucht, wird in dem Hohlraum ein luftverdünnter Raum erzeugt. Dadurch füllt er sich mit dem zähflüssigen Glas. Schon verläßt die gefüllte Form den Ofen, und nach wenigen Sekunden öffnet sie sich. Ihre beiden Hälften gehen weit auseinander, und nun sieht man einen rotglühenden, zwar noch sehr weichen, aber nicht mehr flüssigen Glasstab frei an dem Maschinenarm hängen. Von oben kommt ein kurzer Stößel und drückt ein zwei Zentimeter tiefes Loch in die obere kleine Fläche des senkrecht hängenden Stabes. Dann erscheint plötzlich, jetzt noch in zwei Hälften geteilt, eine zweite Form deren innerer Hohlraum genau die Fassung der fertigen Flasche hat. Diese Form legt sich in luftdichtem Verschluss der beiden Hälften um den Glasstab. Und nun wird in das kleine von dem Stößel oben hineingestoßene Loch Breklust eingeblasen. Die Folge ist, daß der schlaffe massive Stab auseinandergepreßt wird, daß er außen die Fassung der neuen Form, also einer Flasche, erhält und innen hohl wird. Darauf öffnet sich nun auch die zweite Form und die rotglühende Flasche fällt durch einen Trichter in ein kleines Maschinchen, wo ihr noch rasch der Boden und das Mundstück recht tadellos glattgepreßt werden. Von dort kommt sie als fertig sofort in den Kühlöfen.

Alle die hier geschilderten Vorgänge vollziehen sich an der Maschine genau so rasch, wie man sie liest. Vom Ausschürfen des flüssigen Glases bis zum Marsch der fertigen Flasche zum Kühlöfen vergehen noch nicht zwei Minuten. Dabei arbeitet die Maschine zu gleicher Zeit immer an sechs Flaschen. Alle Bewegungen an ihr vollziehen sich automatisch. Wenn sie einmal in Betrieb gesetzt ist, braucht niemand mehr sie zu berühren. Das wäre auch wegen der starken Erwärmung aller Teile wenig ratsam. Wunderbar ist, mit welcher Präzision sich die außerordentlich mannigfaltigen und komplizierten Bewegungen vollziehen. Allein die automatische Umwälzung der Luftsaugleitung gegen die Druckluftleitung über dem Glasstab ist ein technisches Meisterstück. Das gleiche gilt von der Kühlung der eisernen Formen, die durch die Berührung mit dem glühenden Glas gefährlich erhitzt werden. Immer, wenn sie nicht arbeiten, werden die Formhälften wieder ganz automatisch von einem kalten Luftstrom kräftig angeblasen, der ihre Temperatur heruntersetzt.

Es ist gar nicht möglich, in kurzem all die Schwierigkeiten auseinanderzusetzen, die der Erfinder Owen hat überwinden müssen, bis seine Maschine so arbeitete, wie sie es heute tut. Schon die Temperierung des Glases, das gerade so warm gehalten werden muß, daß es noch eben plastisch ist ohne doch zu tropfen, hat unendliche Mühe gekostet. Dafür ist aber auch mit der automatischen Fertigungstellung von 20 000 Flaschen pro Tag ein seltener technischer Rekord erreicht. Und die Mehrseite: Tausende Arbeiter werden wieder entbehrlich!

Zeittafel der Verdaulichkeit

Die Verdaulichkeit unserer Speisen wird in dem eben erschienenen „Chemischen Koch- und Wirtschaftsbuch“ von Dr. Went in einer übersichtlichen Tabelle dargestellt. Danach ist gesüßter Reis die am leichtesten verdauliche Nahrung, da eine Stunde zum Verdauen genügt. Es brauchen

1 1/2 Stunden: geschlagene Eier, Gerstensuppe, gebratenes Wildbret, weich gekochte Kefel und Birnen, Obst als Mus gekocht, Lachs und Forelle, gekocht, Spinaat, Sellerte, Spargel, Erbsen- und Bohnenbrei, Gaferrübe;

Die Maschine, die vortrefflich arbeitet, ist jeder Teil ein technischer Salto mortale, ein Wagnis, von dem es beinahe unmöglich scheint, daß es gelingen kann. Welch ein Mut gehört allein schon dazu, einen Glasofen zu bauen, der mit der 1500 Grad heißen flüssigen Glasmasse sich ständig dreht. Diese Rotation ist notwendig, damit immer wieder kräftig gewärmtes Glas an die dem Feuer nicht erreichbare Schöpfstelle der Maschine kommt. An diesem Punkt taucht in das flüssige Glas das Mundstück einer Form mit einem stabförmigen Hohlraum. Dieser Hohlraum ist genau so groß, wie die Glasmasse, die für eine Flasche notwendig ist. In dem Moment, da das Mundstück eintaucht, wird in dem Hohlraum ein luftverdünnter Raum erzeugt. Dadurch füllt er sich mit dem zähflüssigen Glas. Schon verläßt die gefüllte Form den Ofen, und nach wenigen Sekunden öffnet sie sich. Ihre beiden Hälften gehen weit auseinander, und nun sieht man einen rotglühenden, zwar noch sehr weichen, aber nicht mehr flüssigen Glasstab frei an dem Maschinenarm hängen. Von oben kommt ein kurzer Stößel und drückt ein zwei Zentimeter tiefes Loch in die obere kleine Fläche des senkrecht hängenden Stabes. Dann erscheint plötzlich, jetzt noch in zwei Hälften geteilt, eine zweite Form deren innerer Hohlraum genau die Fassung der fertigen Flasche hat. Diese Form legt sich in luftdichtem Verschluss der beiden Hälften um den Glasstab. Und nun wird in das kleine von dem Stößel oben hineingestoßene Loch Breklust eingeblasen. Die Folge ist, daß der schlaffe massive Stab auseinandergepreßt wird, daß er außen die Fassung der neuen Form, also einer Flasche, erhält und innen hohl wird. Darauf öffnet sich nun auch die zweite Form und die rotglühende Flasche fällt durch einen Trichter in ein kleines Maschinchen, wo ihr noch rasch der Boden und das Mundstück recht tadellos glattgepreßt werden. Von dort kommt sie als fertig sofort in den Kühlöfen.

Zwanzigtausend Flaschen pro Tag.

Es soll Menschen geben, die eine große Flasche Rum oder ein Glas reinen Spiritus vertragen können. Diese scheinen bewundernswerte Seltenheiten. Kaum weniger aber wird man eine Maschine anstaunen müssen, die es fertig bekommt, flüssiges Glas zu trinken. In einem Glasofen pflegt eine Temperatur von mehr als 1500 Grad zu herrschen, und es ist gewiß keine Kleinigkeit, sich bei einem Trunk aus solch einem Gefäß nicht den Mund zu verbrennen. Der großen neuen Maschine aber, die seit einiger Zeit in der Straßener Glashütte aufgestellt ist, scheint diese glühendflüssige Nahrung gut zu bekommen, denn seit ein paar Wochen schlürft sie hierbon täglich 20 000 mal.

Dieser Niesenapparat bekommt es fertig, bei einer Bedienung durch zwei Arbeiter und drei Burschen die Leistung von achtzig Glasmachern zu ersetzen. Die Maschine ist ein bewundernswürdiges Erzeugnis der modernsten Technik, und nur auf dem wagemutigen Boden Amerikas konnte diese Erfindung praktisch vollendet werden. Der Gedanke zwar hätte überall, wo Glas gemacht wird, in dem Kopf eines tüchtigen Ingenieurs entstehen können, aber hierbei ist die Idee so gut wie nichts, der praktische Versuch alles. Wo anders als in Amerika hätte ein reicher Mann dem Erfinder zwei Millionen für bloße Versuche zur Verfügung gestellt, deren Resultat nicht abzusehen war. Denn von manchen Deuten sind schon Maschinen zur automatischen Erzeugung von Flaschen „erfunden“ worden, ohne daß sie in der gerade bei der Glasfabrikation sehr schwierigen Praxis verwertbar geworden wären. Sahrslang hat Herr Owen experimentieren müssen, bis ihm der heutige Apparat gelang, der ein wahres Wunder von Präzision und Leistungsfähigkeit ist. Freilich hat er denn auch für die Erlaubnis zur Verwertung seines Patents

unempfindlich und stumpf werden. Bei einigermaßen gutem Willen lassen sich solche Reisen auch von Arbeitern durchführen.

Vasel — ein Stündchen Aufenthalt und dann fort. Schon rast der Schnellzug durch den Hauenstein nach Olten, dem Knotenpunkt des schweizerischen Bahnverkehrs. Doch ohne Rast gehts nach Luzern, vorbei an blühenden Dörfern und Städtchen. Links der Bahnhöhe grüßt uns schon die Reuf, der Ausfluß des Vierwaldstätter Sees, die gleich einem hellgrünen Band durch die Felder sich schlängelt. Endlich, das vorläufige Ziel wäre erreicht. Vor uns liegt die Stadt Luzern am herrlichen See, eingeschlossen mit einem Kranz von Bergen. Der ganze Verkehr, das Leben und Treiben auf den Straßen, am See und nicht zuletzt in den Hotels, trägt dieser Stadt einen geradezu typischen Charakter auf. Die Fremdenindustrie hat sich hier zur höchsten Blüte entfaltet. Der ganze Fremdenstrom aus Deutschland, England und Italien zieht sich zuerst nach Luzern, von da aus zerstreut er sich nach allen Richtungen. Auf dem See sind 22 prächtige Dampfer, die den riesigen Personenverkehr kaum bewältigen können.

Unser nächstes Ziel ist Flüelen, das äußerste obere Ende des Sees. Majestätisch gleitet das Schiff über die grün spiegelnde Wasserfläche dahin und aus frohen Sängerkehlen schlagen die Töne der gefühlvollen Melodie „Sondoliera“ mit den rauschenden Wellen an die Ufer. Es ist ein Gemisch, bei einer solch fröhlichen Gesellschaft weilen zu dürfen, die unverwundlich an gesundem Humor zu sein scheint. Bewunderung und Freude lagert auf aller Gesicht. Und, wer wollte vor dem gigantischen Anblick, den die Natur in unergründlicher, verschwenderischer Fülle bietet, nicht steuern? Rechts schiebt der Birgenstock seinen dicker Leib weit in den See, als wollte er der Fahrt ein Ende machen. Zu beiden Seiten strecken gewaltige Wasserarme das nasse Element stark ins Land hinein. Links bis Kznach, rechts bis Alpnachstad. Rechts und links liegen idyllische Ortshäuser und über ihnen strecken die Vorläufer der Berner Alpen ihre zackigen Säupter in die Höhe. Aus der Ferne schimmern schon die Firngletscher und die feierliche Sonntagsstimmung erhöht die überwältigende Größe des Anblicks. Wie ganz anders ist doch alles in Wirklichkeit gegen die häßlichen Reklamebilder, die uns auf Schritt und Tritt entgegenrinnen. — Die Unterhaltung stockt; gleich einer religiösen Andacht — man kann es auch als solche bezeichnen — schauen die Menschen in stummer Bewunderung hinauf zu den steilen Höhen und in die wogenden Fluten des Sees.

Auch geschichtlich ist die Gegend des Vierwaldstätter Sees sehr bekannt. Gegenüber Brunnen, wo der Seelisberg seine massigen Felswände in den See taucht und dieser in einem scharfen Bogen nach Süden zieht, steht ein einfacher, grauweißer Stein, auf welchem der Name des großen Schwaben, Friedrich Schiller, eingemeißelt steht. Die Schweizer haben dem Dichter, der die Helden der Urschwiz in seinem „Wilhelm Tell“ so großartig schilderte, an dieser Stätte ein würdiges Denkmal gesetzt. Aber, o Schreck! Ein Knabe, dessen Heimat nördlich des Mains sein muß, hat an dem Denkmal eine unerhörte Vandalität angedeutet und in ernstem Tone sagt er zu einem älteren Herrn: „Sieh mal, Papa, bei dem Manne haben sie ja das „v“ vergessen, „er“ heißt doch „von Schiller““

Einige hundert Meter unterhalb dem Schillerstein erinnert das Kütli an den Treueschwur der Urschwiz, der hier zusammen gekommen waren, einander zu geloben, nicht eher zu ruhen, bis die Fremdherrschaft der österreichischen Landvögde aus dem Lande vertrieben seien und sie wieder als freie Hirten auf ihren Bergen leben konnten. (Schluß folgt.)

Mutterliebe.

Als eine Heldin, die in der Angst um das Leben ihres kranken Kindes mit dem starren Buchstaben des Gesetzes in Konflikt geriet, erwies sich die 20 Jahre alte Arbeiterin Maria G., die sich am 8. November in Berlin wegen Betrugs und schmerzlicher Urkundenfälschung vor der ersten Strafkammer des Landgerichts I zu verantworten hatte. Das Mädchen unterhält seit

längst verblähte Erinnerungen wieder ans Licht und überdachte das Weite und Borgen.

Gendrik war trübfinnig geworden und sang unausgesehrt Psalmen. Er schien mit den Wetter- und unsern Reiseausichten durchaus nicht zufrieden. Er lag in der Zelle und sein Kopf bildete in der Erde eine Erhöhung, an der die mittlerweile wieder munter gewordenen Hunde mehrermale ihren Unfug trieben, wie daheim ihre Brüder an den Laternenpfählen. Und Gendriks Stimmung war so trübselig, daß er die Sache nicht mehr humoristisch aufzufassen imstande war. Er machte seinem Born Luft und bedachte die harmlosen Köter mit Plüden, die grönländisch, uns daher glücklicherweise unverständlich waren.

Endlich legte sich der Sturm. Bald strahlte das ganze Firmament auf uns hernieder, und es wurde so still, daß niemand ahnen konnte, was hier soeben ausgetobt hatte. Was für die Teilnehmer einer solchen Schlittenreise im hohen Norden der schönste Ertrag ist, die Verjüngung aller Sinne, die Erneuerung und Stärkung aller Kräfte, und des Willens an einer unberührten, wunderbar herrlichen Natur, das kann man nicht in Worten wiedergeben, es will erlebt werden.

„Salontouristen.“

Von Mr. in Baden-Baden.

Bitte, keine Beleidigung! Wenn ich an dieser Stelle den Versuch mache, die Eindrücke zu schildern, die meine Freunde von der Reisegeellschaft „Frisch auf“ bei ihrer Schweizerreise am 29. und 30. August empfunden haben, so geschieht es nur auf den Wunsch hin, den einige Reisetilnehmer an mich gerichtet haben, nicht aus eigenem Antrieb. Eindrücke anderer schildern ist nicht so leicht; denn ich auch die Gegend, die wir besuchten — Luzern, Vierwaldstätter See, Nigl — schon häufig und von berufener Seite ausführlich geschildert worden, daß es eigentlich nur noch ein „Aehrenlesen“ sein kann, wie sich ein bekannter Apotheker einmal ausdrückte, als er in einer Versammlung nach einem ausgezeichneten Vortrag noch zur gleichen Sache sprechen sollte. Aber man liest Schilderungen, wo man selbst daran beteiligt war, doppelt so gern, weil man alles im Geiste noch einmal mit erlebt. Das allein schon ist eine angenehme Empfindung.

Vorerst einige Bemerkungen. In den letzten Jahren brachte unser Parteiorgan in seiner Unterhaltungsbeilage zahlreiche Natur- und Reisebeschreibungen, Abhandlungen über Fußwanderungen usw., welche mit großem Interesse gelesen worden sind. Ganz besonders mögen die feinen, kunstvollen Artikel unseres Freundes A. Gendrik erwähnt werden, die neben ihrem erzieherischen bildenden Teil auch beim Lesen ein Genuß sind. Alle diese Arbeiten haben nicht allein den Zweck, den Leser für einige Augenblicke zu unterhalten, sondern es wird damit das Bedürfnis in der menschlichen Brust geweckt, das alles selbst zu sehen, selbst mitzuerleben. Wir sind bescheiden genug, zu erklären, daß unsere Reisegeellschaft ihr Entstehen einer Reiseschilderung verdankt, die Gen. A. W. (Karlruhe), der vor zwei Jahren mit der Freiburger „Freundschaft“ eine Schweizerreise mitmachte, geschrieben unter dem Titel: Schweizer tage. Also diese Reiseschilderung war es, die uns veranlaßte, einmal selbst in das Wunderland der Alpen zu wandern und mit eigenen Augen all das zu sehen, was uns so herrlich geschildert wurde. Und feiner bereut es, dabei gewesen zu sein.

Aber noch etwas anderes steht in solchen größeren Reisen; sie erweitern den Ideenkreis des Arbeiters und erwecken in ihm das Verlangen, immer mehr die Schönheiten der Erd zu schließen; sie entwickeln den Drang nach mehr Freiheit, stärken die Kampfesfreude und erhöhen den Idealismus des Lebens. Denn gerade in unserm rauhen Kampf ums Dasein, wo die wirtschaftlichen und politischen Kämpfe Formen angenommen haben, die mangal keine Spur von ästhetischen Merkmalen mehr aufweisen, wo die Charaktere eher verbildet als gebildet werden, ist es so notwendig, das Leben mit etwas Idealismus auszufüllen, sollen wir nicht gegen alles